

Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V.

Jahrbuch 3

1987

Verlag Regensberg Münster

Das Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V.
wird herausgegeben vom Vorstand

Redaktion:

Dr. Hans Taubken in Zusammenarbeit mit
Dr. Siegfried Kessemeier, Dr. Robert Peters und Ulrich Weber

Anschrift der Redaktion:

Dr. Hans Taubken
Magdalenenstraße 5
4400 Münster

Die Drucklegung wurde ermöglicht durch einen Zuschuß
des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe
sowie durch Spenden der Westdeutschen Landesbank,
der Sparkasse der Stadt Ahlen,
des Westfälisch-Lippischen Sparkassen- und Giroverbandes,
der Darlehnkkasse im Bistum Münster
und durch Zuwendungen vieler unserer Mitglieder.

Umschlagbild:

Bronzestatue Augustin Wibbelts von Achilles Moortgat. Westfälisches Landesmuseum
für Kunst und Kulturgeschichte, Münster. Foto: Rudolf Wakonigg

ISBN 3-7923-0564 x

© 1987, Augustin Wibbelt-Gesellschaft e.V., Münster
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen
Wiedergabe und des Übersetzens, vorbehalten.
Gesamtherstellung: Verlag Regensberg, Münster

INHALT

BEITRÄGE

Heinz Werner Pohl: Die Lyrik Augustin Wibbelts – vierzig Jahre nach seinem Tode	7
Hans Taubken: Saoterland und Pickeland. Kleine Studien zum mundartlichen Sprachgebrauch bei Augustin Wibbelt (II)	25
Reinhard Pilkmann-Pohl: Ferdinand Krüger. Ein fast vergessener westfälischer Schriftsteller.	
I. Teil: Leben und Werkübersicht	30
Richard Schmieding: Dat Plattdütske un de Aobendgesellschopp van'n Zoologischen Gaorden (AZG) nao den lesten Weltkrieg	47
Carin Gentner: Wie ein Brot zu seinem Namen kam. Zur Etymologie des Pumpernickels	56

MISZELLEN UND BERICHTE

Robert Peters: Wibbelt-Chronik 1986	67
Paul Becker: „Brot der Engel“ – zu einem beliebten Betrachtungsbuch Augustin Wibbelts	71
Ottolie Baranowski: Johannes Schulze Everding – erster Preisträger der Augustin-Wibbelt-Plakette	72
Georg Bühren: Anton Aulke und der Rundfunk	73
Friederike Voß: Puppentheater in Münsterländer Platt: „De Fisker un siene Frau“	75
Elisabeth Piirainen: Das Wörterbuch der Westmünsterländischen Mundart. Ein Arbeitsbericht	78
Reinhard Pilkmann-Pohl: Plattdeutsches Wörterbuch des kurkölnischen Sauerlandes. Ein Arbeitsbericht	86
Ulrich Weber: Jahrestagung der Fachstelle „Niederdeutsche Sprachpflege“ am 25. November 1986 in Haus Welbergen	91
Michael Wiegert-Wegener: „Das andere Platt – Die unbekannte Seite der Heimatdichtung“, Westdeutsches Fernsehen 10. 3. 1987	94

BUCHBESPRECHUNGEN

Wolfgang Fedders: Johann Hinrich Fehrs. Bd. I. Hamburg 1986	97
Gabriele Diekmann-Dröge: Franziska Jürgens-Fels, Fußspuren (Fuorspeln). Emsdetten 1986	100
Siegfried Kessemeier: Heimatverein Ergste (Hrsg.), Hiärwestbläumen. En bunten Struuss för Frönne van dä plattdütsche Spraoke. Ergste 1984	102

BIBLIOGRAPHIE

- Bertram Haller/Hans Taubken: Neuerscheinungen zur niederdeutschen Literatur und Sprache Westfalens 1986 104

AUS DER GESELLSCHAFT

- Bericht über die Jahresmitgliederversammlung 1986 108
Veranstaltungen der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 1986 111
Neue Mitglieder 1986 112
Mitarbeiter dieses Jahrbuches 115

Die Lyrik Augustin Wibbelts – vierzig Jahre nach seinem Tode*

Der Verlag der Fehrs-Gilde in Hamburg – er ist benannt nach dem holsteinischen Dichter Johann Hinrich Fehrs (1838–1916) – hat 1959 ein niederdeutsches Autorenbuch herausgegeben.¹ Dieser Band wurde 1966 durch einen Nachtrag ergänzt. Das Nachschlagewerk sollte eine Hilfe sein, sich in der Schule, in der Redaktion oder bei eigenen Arbeiten über die niederdeutschen Dichter, Schriftsteller und Wissenschaftler schnell und sicher zu unterrichten.

Dem Verzeichnis der lebenden Autoren ist eine Ehrentafel vorangestellt, auf der wir die Bilder von elf niederdeutschen Dichtern finden. Hier ihre Namen: Klaus Groth, Fritz Reuter, Gorch Fock, Karl Wagenfeld, John Brinckman, Johann Hinrich Fehrs, Fritz Stavenhagen, Hermann Boßdorf, Ludwig Hinrichsen, August Hinrichs und Ingeborg Andresen-Bödewadt.

Westfalen ist also durch Karl Wagenfeld vertreten; nur durch Karl Wagenfeld. Der Name Augustin Wibbelt fehlt. Das ist symptomatisch. Und doch sollte dieser Name genannt werden, wo man derer ehrend gedenkt, die Gültiges in niederdeutscher Sprache geschaffen haben.

Von 1933 bis 1945 war man an Augustin Wibbelt nicht interessiert – aus verständlichen Gründen. Wenn die Presse überhaupt über ihn berichtete, durfte kein Foto von ihm veröffentlicht werden. Die Ehrung eines Mannes, der den katholischen Priesterrock trug, war unerwünscht. Nach dem Kriege erkannte man, daß hier etwas gutzumachen war. So verlieh ihm der Provinzialverband Westfalen am 19. Juni 1946 den Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis. Die Verleihungsurkunde nennt ihn „den am meisten volksverbundenen Dichter Westfalens, den Meister der niederdeutschen Sprache und gemütvoll-weiseen Erzieher zu christlich-deutschem Volkstum“. In der Not der Nachkriegszeit hatte man aber andere Sorgen, als sich um das geistige Erbe, das Werk Augustin Wibbelts zu kümmern. Erst 1953 – der Dichter war schon sechs Jahre tot – ging der leider allzu früh verstorbene Verleger Hermann Heckmann daran, Wibbelts Bücher neu herauszugeben. Bei dem Umfang des Oeuvres war von vornherein nur an eine Auswahl zu denken. Aber sie sollte doch nicht zu düftig ausfallen. So wurden zehn Bände geplant und auch herausgegeben.²

* Leicht gekürzte Fassung eines Vortrages, gehalten auf der Jahresversammlung der Augustin Wibbelt-Gesellschaft am 18. 10. 1986 in Altenberge.

¹ Hermann Quisdorf/Johannes Saß: Niederdeutsches Autorenbuch. Hamburg 1959.

² Augustin Wibbelt: Gesammelte Werke, hrsg. v. Pater Jos. Tembrink. Bd. I–X, Münster 1953–1960.

Man hätte sich an dieser Ausgabe manches anders, manches besser gewünscht. Etwas mehr Sorgfalt und Sachlichkeit und etwas weniger Polemik in den Nachworten hätten diese Ausgabe innerhalb des gesteckten Rahmens erfreulicher gestalten können. Rainer Schepper hat in mehreren Besprechungen auf manche Mängel hingewiesen, zusammenfassend im Niederdeutschen Jahrbuch 1961. Ulf Bichel meldet ebenfalls erhebliche Bedenken gegen die Ausgabe an.³

Wer nun geglaubt hatte, daß es mit dieser Wibbelt-Ausgabe auf absehbare Zeit sein Bewenden haben werde, wurde bald eines Besseren belehrt. Seit 1969 erschienen, von Rainer Schepper besorgt, elf Bände mit hoch- und niederdeutschen Werken Wibbelts.⁴

Jetzt erscheint in Zusammenarbeit mit der Augustin Wibbelt-Gesellschaft eine neue Ausgabe, herausgegeben von Dr. Hans Taubken, die auf 21 Bände berechnet ist und von der bisher zwei Bände vorliegen.

Wie auch die Pläne der Augustin Wibbelt-Gesellschaft hinsichtlich weiterer Editionen aus dem hochdeutschen Werk aussehen, der literarisch Interessierte kann jedenfalls feststellen: Augustin Wibbelt wird immer noch verlegt, gekauft, von den Leihbüchereien ausgeliehen und gelesen. Was Wibbelt uns geschenkt hat, ist also offensichtlich – auch vierzig Jahre nach seinem Tode – noch lebendig.

Wie sieht es nun heute mit seiner Lyrik aus? Um diese Frage beantworten zu können, muß man wohl etwas weiter ausholen und zunächst darstellen, welche Rolle die Lyrik im Leben und im Schaffen des Dichters gespielt hat. Ich möchte darum einleitend das Leben des Dichters unter diesem besonderen Aspekt skizzieren. Im zweiten Teil möchte ich dann eine persönliche Einschätzung dessen geben, was von der Lyrik Augustin Wibbelts wohl die Jahrtausendwende überleben wird.

Wie Sie wissen, war die engere Heimat des Dichters Vorhelm im Kreise Beckum, in der südöstlichen Ecke des Münsterlandes. Im Schärlingfeld, einer Bauerschaft der kleinen Dorfgemeinde, liegt im Schatten mächtiger Bäume der alte stattliche Wibbelt-Hof. Hier wurde der Dichter am 19. September 1862 als siebtes von zehn Kindern geboren. Stolz bekennt er sich zu seiner bäuerlichen Herkunft. „Der Hof meiner Väter besteht nachweislich seit sechs- bis siebenhundert Jahren“, heißt es im „Versunkenen Garten“.⁵

Hier verlebte er eine ungewöhnlich sonnige und fröhliche Kindheit. So wundert es nicht, daß er sein Leben lang an dem elterlichen Hofe hing.

³ Ulf Bichel: Erreichbare und erwünschte Ausgaben der Werke von Augustin Wibbelt. In: Jahrbuch der Augustin Wibbelt-Gesellschaft 1 (1984/85), S. 11f.

⁴ Wie Anm. 3, S. 12f.

⁵ Der versunkene Garten. Essen 1946, S. 25.

*Ick saog de wiede See, ick droff
Upstiegen bis in Iis un Snel:
Doch miene Siäll honk an den Hoff,
Wo ick den Tratt in't Liäben daib.⁶*

Sein Vater war ein ernster und strenger Mann, der als Ortsvorsteher und Waisenrat in der Dorfgemeinschaft hohes Ansehen genoß. Ihn hat der Dichter verehrt, seine Mutter aber hat er aus der Tiefe seines reichen Gemütes geliebt und ihr ergreifende Gedichte gewidmet.

*Wo sind de schönsten Blomen
In wiede Welt to finnen?
Ick will den allerschönsten Krans
Üm graoe Haore winnen.

Ick will, äs Küeninksmantel
Mien Moder ümtohangen,
Dat rausenraude Muorgenraut
Von'n haugen Hiemmel langen.

Wat kann sick met mien Moder
Wull miätten un verglieken?
Dat rausenraude Muorgenraut,
De Blomenpracht mott wieken.

Still blaihet ächtern Hagen
Dat kleine Blao-Vigölken:
O Moder, mitten in mien Hätt
Do steiht dien gollen Stöhlken.⁷*

Schon sehr früh wurde die Begabung Augustin Wibbelts offenbar. So entschloß sich der Vater, seinen „Bücherwurm“, wie er ihn gern nannte, studieren zu lassen. Die Ermahnungen zu Fleiß und Ausdauer waren unnötig. Der kleine August, wie er in der Familie gerufen wurde, war selig, daß nun die Welt der Bücher seine eigentliche Welt werden sollte. Bald marschierte er jeden Morgen zum Nachbardorf Enniger, wo ihn ein Vikar unterrichtete. Schon damals schrieb er in ein kleines blaues Heft seine ersten Gedichte, hochdeutsche Gedichte, in denen der Dreizehnjährige sein Fühlen und Sehnen aussprach.

Nach dreijährigem Privatunterricht bezog er als Obertertianer das Carolinum in Osnabrück. Ostern 1883 schloß er mit einer sehr guten Prüfung seine Gymnasialzeit ab. Er allein wurde von der mündlichen Prüfung befreit. Der Direktor sagte, seit 50 Jahren habe kein Schüler ein so glänzendes Abitur gemacht.

Als Student der alten Sprachen ging er nun an die Universität Münster. Der Beitritt zum Unitas-Verband gab seinem Leben eine entscheidende Wendung,

⁶ Wie Anm. 2, Bd. VI, S. 367.

⁷ Wie Anm. 2, Bd. VI, S. 40.

denn hier reifte sein Entschluß, zur Theologie überzugehen und Priester zu werden.

Der Vater fürchtete, man habe seinen Sohn dazu überredet, und forderte darum, er solle zunächst sein Militärjahr abdienen. So ging Augustin Wibbelt im Herbst 1884 als Einjährig-Freiwilliger nach Freiburg im Breisgau. Hier empfing er für seine niederdeutsche Lyrik entscheidende Anstöße. Nach der intensiven Beschäftigung mit den mundartlichen Gedichten Johann Peter Hebels konnte er es nicht lassen, Verse in der heimatlichen Mundart zu versuchen. Es sollten nicht gereimte Schwänke sein, wie sie Ferdinand Zumbroock geschrieben und die er als Kind auswendig gelernt hatte. Er wollte ernste Gedichte versuchen. Das war – wie er bald feststellte – nicht so leicht. Ihm wurde bewußt, daß das Plattdeutsche für das gewöhnliche Leben eine Fülle treffender Ausdrücke und Wendungen besaß, für den „höheren Gebrauch“ aber versagte. Sein Versuch, den Schwarzwald in plattdeutschen Liedern zu besingen, mußte fehlschlagen. Als er sich aber in das heimatliche Milieu versetzte, zeigten sich erste Erfolge. Es gilt also festzuhalten: Wibbelt empfing die Anregung zu mundartlichem Schaffen nicht aus der niederdeutschen Literatur, sondern von dem Alemannen Johann Peter Hebel. Auch begann er nicht mit Erzählungen oder Romanen, sondern mit Gedichten.

Nach Ablauf des Dienstjahres wurde er als Unteroffizier entlassen. Er kehrte nach Münster zurück und studierte Philosophie und Theologie. Am 27. Mai 1888 empfing er die Priesterweihe. Einige Monate später wurde er zum Kaplan in Moers am Niederrhein ernannt. Dort sollte seine Tätigkeit aber nur gut ein Jahr dauern.

Um Weihnachten 1890 rief der Bischof den Kaplan Wibbelt nach Münster zurück und übergab ihm die Redaktion des neu gegründeten „*Ludgerusblattes*“. Sorglos und unbeschwert ging er an die neue Aufgabe heran. Die Arbeit lockte ihn, und da es an Mitarbeitern zunächst fehlte, schrieb er viele Artikel selbst. In seinen Lebenserinnerungen berichtet er Genaues darüber:

„Meine ersten plattdeutschen Erzeugnisse erschienen im *Ludgerusblatt* in der Form von Dialogen zwischen Drüke-Möhne und Vader Klüngelkamp, die ihre Meinung austauschten über die Zeitereignisse. Bald brachte ich zur Ausschmückung kleine erzählende Züge hinein, und dann ging ich über zu zusammenhängenden Erzählungen, in denen ich Stadt und Land einander gegenüberstellte, wobei die Stadt natürlich schlecht abschnitt. Es war mehr Satire als Humor, fand aber mit seinem Ulk und Übermut Anklang. Ich schrieb eigentlich ohne vorherige Überlegung, dem Impuls der Stimmung folgend, ein Kapitel nach dem anderen, ohne selbst zu wissen, wie es weitergehen und schließlich enden würde, froh, wenn ich wieder eine Nummer des Blattes versorgt hatte. Dabei hielt ich mich an dem dünnen Faden irgendeiner allgemeinen Idee und wunderte mich selber, wie sich eins aus dem anderen ergab, wenn man nur den Charakter der einzelnen Personen fest im Auge behielt. Wenn ich zwei Personen von ausgesprochenem, womöglich entgegengesetztem Charakter zusammengebracht hatte, war ich selbst gespannt, was sie nun sagen und tun würden, und fühlte mich

gewissermaßen nur als interessierten Zuschauer und Berichterstatter, wobei ich soviel Spaß hatte, daß ich mitunter beim Schreiben laut auflachte. Daraus konnte nur ein wildwucherndes Phantasieprodukt entstehen, ohne literarischen Wert.“⁸

Mit seinen Geschichten fand Augustin Wibbelt aber in weiten Kreisen Anklang. Über ihre Wirkung schreibt Friedrich Castelle:

„Daß solche Volksgeschichten in der damaligen Zeit völliger künstlerischer Dürre auf dem ehemals so fruchtbaren Acker der Mundartdichtung einen ganz außergewöhnlichen Erfolg haben mußten, war selbstverständlich. Die Geschichten von Augustin Wibbelt bildeten in der Tat in meinem Heimatdorf und im ganzen Münsterlande Woche um Woche das Hauptgespräch des ganzen Volkes. Wir Kinder wurden von den Eltern an den Abendzug geschickt und lauerten auf den Kiepenkerl. Er stellte im Wartesaal vierter Klasse seine Trage auf den alten großen Wartetisch und packte das ‚Blättchen‘ aus, d.h. unsere Neugier war zu ungeduldig und konnte nicht warten, bis seine alten gichtigen Finger das Zeitungspaket langsam geöffnet hatten. Wir rissen es ihm buchstäblich aus den Händen. Jeder von uns eignete sich ein Blättchen an, und dann ging’s im Sturmlauf über die lange Bahnhofstraße ins Dorf. Und dort standen an den Türen schon die Leute wartend bereit, und unter der Haustüre oder am Herdfeuer wurde dann schnell die neue Fortsetzung gelesen. Den ganzen Sonntag über war sozusagen die Luft über meinem Heimatdorf erfüllt von der Atmosphäre Augustin Wibbelts. An den Wirtshaustheken nach dem Hochamt, über die Gartenzäune nach dem Mittagessen erzählten die Leute sich gegenseitig die neue Geschichte, belachten sie und freuten sich schon wieder auf die kommende Fortsetzung.“⁹

Bald erschienen die Geschichten in Buchform und erlebten Auflage über Auflage. Eine solche Breitenwirkung hat Augustin Wibbelt mit keinem anderen plattdeutschen Buch mehr erreicht. Auch als er längst über diesen Beginn hinausgewachsen war, blieb er für weite Kreise der Verfasser der „*Drüke-Möhne*“.

Ewald Reinhard hat dieses „wildwuchernde Phantasieprodukt“ allzu wohlwollend „das klassische Buch der Münsterländer“¹⁰ genannt, und diese Bezeichnung ist mehrfach aufgegriffen worden, selbst im ersten Bande der „Gesammelten Werke von P. Jos. Tembrink liest man es wieder.¹¹ Auch wenn man von der unglücklichen Formulierung Ewald Reinhards absieht – mit dem Worte „klassisch“ sollte man sehr behutsam umgehen –, ist vor dem unangebrachten Lob der Frühwerke Wibbelts zu warnen, da es den Weg zu seinen reifen Leistungen eher versperrt als öffnet.

⁸ Wie Anm. 5, S. 256f.

⁹ Friedrich Castelle: Jugenderinnerungen an Augustin Wibbelt. In: Wilhelm Bachmann: Augustin Wibbelt. Des Dichters Leben und Werk. Essen 1932, S. 154.

¹⁰ Ewald Reinhard: Augustin Wibbelts literarische Sendung. Leipzig 1920, S. 2.

¹¹ Wie Anm. 2, Bd. I, S. 635.

Etwa sieben Jahre leitete Augustin Wibbelt das „*Ludgerusblatt*“. Dann wurde er als Kaplan nach Oedt im Kreise Kempen versetzt. Da ihn die Seelsorge in dem Dorfe nicht sehr in Anspruch nahm, fand er Zeit, seine philologischen Studien wieder aufzunehmen und mit einer Arbeit über „Joseph von Görres als Litteraturhistoriker“ zum Dr. phil. zu promovieren.

In Oedt blieb Augustin Wibbelt nur zwei Jahre. Nun ging es ins Industriegebiet, nach Duisburg. Hier hatte er die ganze Last eines Großstadtseelsorgers zu tragen. Auch in Duisburg sollte er zunächst nur zwei Jahre bleiben, aber es wurden fast acht daraus. Gern hätte man den erfolgreichen Industrieseelsorger ganz in der Stadt behalten, aber Augustin Wibbelt sehnte sich zurück aufs Land. So bot man ihm die kleine Martinus-Pfarrei in Mehr bei Kleve an. Gleich bei seinem ersten Besuche gefielen ihm das saubere Dörfchen, die kleine anheimelnde Pfarrkirche und das niedrige, bäuerlich behäbige alte Pfarrhaus mit den weißen Wänden, überschattet von mächtigen Linden. Es bedurfte keines langen Überlegens, er nahm die Pfarrei an. Von 1906 bis 1935, also 29 Jahre lang, sollte er hier als Pastor wirken.

Augustin Wibbelt war nicht nach Mehr gegangen, um hier ein behagliches Dorfpfarrer-Idyll zu genießen. Er wollte schreiben. So sind denn auch in dem kleinen Dorfe am Niederrhein seine meisten und seine reifsten Werke entstanden. In Duisburg hatte er schon in den späten Abendstunden und in den Ferien die Romane „*Wildrups Hoff*“, „*Hus Dahlen*“, „*Schulte Witte*“, „*Windhok*“ und Fortsetzungen seiner Drüke-Möhne-Geschichten geschrieben. Mit dem Standesroman „*De Pastor von Driebeck*“ setzte er nun seine plattdeutschen Erzählungen fort. 1909 gab er den „*Mäten-Gaitlink*“, Gedichte in Münsterländer Mundart, heraus.¹²

Dieser erste Lyrikband von Wibbelt – der Dichter war damals immerhin 47 Jahre alt – ist m.E. auch der beste. Hier konnte der Freund des Niederdeutschen erstaunt vernehmen, welcher Klang und welche Innigkeit in dieser Sprache schlummern.

Nun folgte eine Veröffentlichung auf die andere; die Bibliographien bezeugen es eindrucksvoll.

Anfang Mai 1935 siedelte Augustin Wibbelt als Pfarrer in Ruhe nach Vorhelm auf den elterlichen Hof über. Unter dem Druck der schweren, ihm immer fremder gewordenen Zeit zog er sich mehr und mehr in die Einsamkeit zurück. Die etwa zwanzig Minuten vom Hof entfernt gelegene Jagdhütte seines Bruders war ihm eine sichere Zuflucht, wenn er von allerlei Besuchern bedrängt wurde.

Ein langes Leben hindurch hatte er sich einer guten Gesundheit erfreut. Auf seinem letzten Lebensjahr aber lagen die Schatten der Krankheit. Als in dem

¹² *Mäten-Gaitlink. Gedichte in Münsterländer Mundart. Essen 1909.*

heissen Sommer 1947 das letzte Kornfuder eingefahren wurde und der Hof den *Hakemai* feierte, diktirte er auf seinem Krankenlager:

*Wi brenget dat leste Föer nao Hus,
Et is förwaohr ut'n Backuoben hahlt.
Wull männigen Druoppen faoll up't Feld,
Met Duorst un Sweet häff wi 't betahlt.

Un kümp ues' eegen Hakemai
In uesen lesten Aobendschien,
Dann gieff de leiwe Häer us Lauhn
Un mögg met ues tofriä'e sien.*¹³

Das Leben des Dichters neigte sich dem Ende entgegen. Am 14. September 1947, an einem Sonntagmorgen, fünf Tage vor seinem 85. Geburtstage, starb Augustin Wibbelt auf dem elterlichen Hofe. Sein Wunsch, dort sein Leben zu beschließen, wo er es begonnen hatte, war in Erfüllung gegangen.

Am 18. September 1947 wurde er auf dem heimatlichen Friedhofe bestattet, 1950 umgebettet und in seiner Kapelle auf dem Wibbelthofe beigesetzt.

Nach seinem 80. Geburtstage hatte Wibbelt seinen Gratulanten geantwortet:

*Wat sall dat Luof? Dat Luof is Wind,
De rühsket düör dat Lauf,
Un wenn de Tieden anners sind,
Stieht alles stumm un dauf.

Mi dücht, dat Lachen höchter tellt,
Dat Lachen is gesund.
Ick sin et mi un alle Welt
Von Hiätten gähn vergunnt.

Sitt owwer wo en Mensk un grinnt
In siene bittre Naut,
Wenn de dann Trost un Friä' finnt,
Dann blaiht mien Aobendraut.*¹⁴

Das Erwachen des literarischen Gewissens hat Augustin Wibbelt mit einer Einbuße an Breitenwirkung bezahlt. Seine reifen Werke fanden nicht mehr den Widerhall wie seine frühen Plaudereien.

Besonders hat es ihn sein ganzes Leben geschmerzt, daß seine niederdeutsche Lyrik nicht die Aufnahme fand, die er erwartet hatte. Im „Versunkenen Garten“, seinen Lebenserinnerungen, schreibt er bescheiden in einem Nebensatz, aber der Literaturwissenschaftler sollte es nicht überlesen, er glaube in seiner Lyrik sein Bestes gegeben zu haben. Nur wenige erkannten damals, welche Höhe der Kunst

¹³ Wie Anm. 2, Bd. VI, S. 416.

¹⁴ Wie Anm. 2, Bd. VI, S. 410.

Wibbelt hier erreicht hatte. Conrad Borchling schrieb wohl im Geleitwort zum „Hausbuch niederdeutscher Lyrik“, er stelle die Gedichte des Westfalen über die von Gorch Fock und Ludwig Hinrichsen.¹⁵ Aber dabei blieb es auch.

Erst 1931 durfte Augustin Wibbelt persönlich einem Manne begegnen, der ein empfindliches Gespür für die Qualität seiner Gedichte besaß. Es war der 1964 verstorbene Prof. Dr. Erich Nörrenberg. Wenige Tage nach einem Besuch Nörrenbergs im Pfarrhaus in Mehr schickte Augustin Wibbelt ihm einen Zyklus neuer Gedichte. In dem Begleitbrief schrieb der Dichter:

„Nehmen Sie diese bescheidenen Verse zur Erinnerung an den Besuch in Mehr am 2. Oktober 1931. Wenn sie auch keinen literarischen Wert haben, so mögen sie Ihnen zeigen, daß Ihr Verständnis für meine Lyrik mir an die Seele gerührt hat, so daß die schlummernden Saiten wieder zu klingen begannen, wenn auch nur schwach und heiser. Gerade für meine Gedichte habe ich nicht viel Verständnis gefunden und gerade sie habe ich nur aus dem innersten Herzen heraus geschrieben, mehr noch als meine Erzählungen.“¹⁶

Aus diesem ersten Zusammentreffen entwickelte sich eine Freundschaft. Ihr ist es vielleicht zu danken, daß Wibbelt doch noch einmal in späten Jahren einem schöpferischen Impuls nachgegeben hat, der die „*Aobend-Klocken*“, Wibbelts letzten Lyrikband, hervorgebracht hat. Am 2. Oktober 1932 schrieb der Dichter an Erich Nörrenberg:

„Denken Sie sich, es ist über mich mit meinen Siebzig wieder ein raptus poeticus gekommen, jene Art pythischer Berauszung, die mich früher öfter überfallen hat, nur fürchte ich, daß das Resultat wenig von apollinischer Art sein wird. Es ist ein Wagnis, in meinem Alter noch sein Gemüt in lyrische Expektorationen zu ergießen; ich habe mich auch anfangs dagegen gewehrt, aber es drängte ans Licht wie eine durch Geröll verstopfte Quelle . . . Jedenfalls erlebe ich wieder die glücklichen Stunden des ‚Schwebens über den Dingen‘ und des ‚inneren Vollseins von allerlei Figuren‘, um mit Mörike und Dürer zu reden. Zeitweilig bin ich wieder so benommen, daß ich Zeit und Umstände und alles vergesse und völlig außer mir bin. Das ist so schön, daß es sich in sich selber lohnt, auch wenn nicht viel dabei herauskommt. Die Motive und die Verse laufen mir geradezu nach, nur weiß ich nicht, ob ich noch die Kraft habe, die ‚schwankenden Gestalten‘ zu bändigen und zu festigen. Da müssen Sie mir nun einen großen Dienst tun, und ich wage, Sie darum zu bitten, weil ich zu Ihnen ein besonderes Vertrauen habe und Ihre Güte und Menschenfreundlichkeit kenne. Wenn das Manuskript, das schnell anwächst, so weit fertig ist, möchte ich es in Ihre Hand legen, und Sie sollen mir ganz ehrlich sagen, ob ich es herausgeben soll oder nicht. Ich wüßte keinen, der dieser Aufgabe soviel Verständnis entgegenbringen könnte. Sie

¹⁵ Albrecht Janssen/Johannes Schräpel (Hrsg.): Hausbuch niederdeutscher Lyrik. München 1926, S. 21.

¹⁶ Vgl. Siegbert Pohl: Augustin Wibbelt als niederdeutscher Lyriker (Niederdeutsche Studien 8). Köln-Graz 1962, S. 36.

müssen aber ganz ehrlich und aufrichtig sein und dürfen es ruhig, denn von der bekannten Autoreneitelkeit glaube ich ziemlich frei zu sein. Ich habe sie an andern so genau kennengelernt, daß ich sie von Grund meiner Seele aus perhorresziere – und ich vergesse nicht, daß ich Siebzig bin. Falls Sie sich dafür entscheiden, müssen Sie sich, darum bitte ich Sie herzlich, auch der Mühe unterziehen und mir diejenigen Gedichte bezeichnen, die ausscheiden müssen, sowie die Verse oder Strophen, die einer Änderung bedürfen. Es wird sich sicherlich allerlei der Art finden.

Sehen Sie, das ist die Folge davon, daß Sie mir so freundschaftlich entgegengekommen sind. Es rächt sich eben alles, nicht bloß das Böse, sondern auch das Gute; es liegt auch hier ein Noblesse oblige vor. Hoffentlich fällt es Ihnen nicht zu schwer. Ich weiß eben nicht, wohin ich mich sonst wenden soll . . .

Sie können sich kaum vorstellen, wie lebendig manches vor mir auftaucht, was lange begraben war, und wie jung ich mich fühle, oder vielmehr wie sehr außer aller Zeit, wo es kein jung oder alt gibt. Dafür erfüllt mich ein Gefühl großer Dankbarkeit.“¹⁷

Einige Tage später, am 26. Oktober 1932, schrieb Wibbelt seinem Freunde unter anderem:

„Ich bin immer meine eigenen Wege gegangen, vielleicht etwas zu sehr, und bin infolgedessen innerlich etwas einsam geblieben, trotz mancher freundlichen Begleitung über eine Wegstrecke. Darüber komme ich schaffend am besten hinweg, denn da fühle ich die warme Nähe des Menschen und eine starke Verbundenheit.“¹⁸

Den schöpferischen Phasen folgte bei Augustin Wibbelt immer eine gewisse Ermattung. Aber er hat davon kein Aufhebens gemacht. In einem Brief an Erich Nörrrenberg heißt es einmal:

„Es ist wohl eine Folge der außerordentlichen Produktivität, die ich durchgemacht habe und die mit einer gewissen Exaltation meines Befindens verbunden war, wenn jetzt eine – ich will nicht sagen Depression, aber doch eine leichte Erschöpfung eingesetzt hat. Machen Sie sich aber deshalb keine Sorge, es ist sehr erklärlich und überrascht mich durchaus nicht. Ich kenne es vielmehr von früher her ganz genau.“¹⁹

Im September 1934 konnte das letzte Lyrikbändchen Wibbelts erscheinen. Bald bekam der Dichter das erste Echo auf seine „*Aobend-Klocken*“ zu hören. Der offizielle literarische Betrieb nahm davon kaum Kenntnis, dort hatte man um diese Zeit schon anderes zu tun. Aber der Dichter bekam doch Briefe. Besondere Freude machte ihm, was einer seiner Freunde, der Arzt Dr. Schild, ihm schrieb.

Wibbelt gab den Brief an Erich Nörrenberg weiter und bemerkte dazu:

¹⁷ Wie Anm. 16, S. 37f.

¹⁸ Wie Anm. 16, S. 39.

¹⁹ Wie Anm. 16, S. 42.

„Den beifolgenden Brief für Ihr ‚Schränkchen‘. Sie werden einige Mühe haben, ihn zu entziffern. Sein Inhalt macht mir wirklich Freude, da ich weiß – aus langjähriger Freundschaft –, daß Dr. Schild ein gutes und unbestechliches Urteil in literarischen Dingen besitzt. ‚Den Besten seiner Zeit genug zu tun‘ – daran muß einem gelegen sein, wenn man schafft; Erfolg bei der Menge ist Nebensache.“²⁰

Wir kennen sonst nur allzu bescheidene Äußerungen des Dichters über sein eigenes Werk. Hier aber wendet er Schillers Worte aus dem Prolog zu „Wallensteinsteins Lager“ auf sein Schaffen an, hier zeigt sich, daß er mit seiner Lyrik literarischen Rang beanspruchte.

Augustin Wibbelt hat nie etwas unternommen, sich Anerkennung zu verschaffen, ja, er ist öffentlichen Ehrungen immer aus dem Wege gegangen. Dafür nur ein Beispiel. Zu seinem 70. Geburtstage im September 1932 wollte der Magistrat der Stadt Münster eine Wibbelt-Feier veranstalten, zu der der Dichter eingeladen wurde. Der aber schrieb:

„Es gereicht mir zur besonderen Ehre und Freude, daß die Hauptstadt meiner lieben westfälischen Heimat meinen 70. Geburtstag mit einer Feier begehen will und mich dazu einladet. Ich spreche dem hohen Magistrat meinen ergebensten Dank aus.

Wenn ich der ehrenvollen Einladung zu dieser Feier keine Folge leiste, so bitte ich, mir gütigst zu verzeihen. Ich will mich nicht als Pfarrer hinter dem Sonntag verschanzen; denn dies Hindernis wäre zu überwinden. Auch will ich nicht vorgeben, daß die Aufregung meinem nicht ganz intakten Herzen schaden möchte; ich besitze Ruhe genug, um diese kleine Attacke zu überstehen. Vielmehr gestehe ich offen, daß es meine Gemütsart ist, die es nicht zulassen will, eine solche öffentliche Ehrung auf mich zu nehmen.

Ich hoffe, daß die hochgeehrten Herren diesen Grund meines Fernbleibens gelten lassen und meine Absage nicht mißdeuten werden.“²¹

Auch als dem Dichter der schon erwähnte Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis verliehen wurde, blieb er der Feier fern. Man überreichte ihm den Preis in seinem Hause.

Augustin Wibbelt hat es anderen überlassen, sein Werk anzuerkennen oder abzulehnen. Als er Anfang des Krieges mit seinem Freunde Erich Nörrenberg die Herausgabe einer Auswahl aus seinen Werken plante, schrieb er diesem:

„Es ist mir jetzt zur Herzenssache geworden, die Auswahl gut herauszubringen. Man mag jetzt meinethalben weniger Notiz davon nehmen; ich habe dann, was ich zu geben hatte, gereinigt und geordnet, und man mag es später gelten lassen oder nicht; ich habe in meinen bescheidenen Grenzen das Meinige getan.“²²

²⁰ Wie Anm. 16, S. 46.

²¹ Münsterischer Anzeiger, 18. Sept. 1932.

²² Wie Anm. 16, S. 49.

Wir müssen heute urteilen, daß die Grenzen seines Schaffens nicht so bescheiden waren, wie er selbst vielleicht meinte. Wagen wir einmal eine provozierende Behauptung: Augustin Wibbelt sind die besten niederdeutschen Gedichte gelungen, die wir überhaupt bis heute besitzen. Auch Klaus Groth sind so makellose Schöpfungen, wie sie uns Wibbelt geschenkt hat, nicht gelungen. Was die in mancher Hinsicht nicht ganz glücklichen niederdeutschen Anthologien an Proben Wibbeltscher Lyrik bringen, vermittelt nur einen sehr unvollkommenen Eindruck von der Formkunst und der Gestaltungskraft des westfälischen Dichters. Hier die Titel einiger Gedichte, die man dort nicht oder selten findet, die aber bei größter Einfachheit wahre Kunstwerke sind und meines Erachtens die Jahrtausendwende überdauern werden: „*Summer-Middag*“, „*Alleen*“, „*Villicht*“, „*O leiwe Moder Nacht*“.

Und dann die Kindergedichte. Ich glaube, es ist bis heute noch nicht richtig verstanden worden, was Wibbelt uns damit geschenkt hat. In meiner Monographie über Wibbelts Lyrik habe ich als Beispiel für die Kinderlyrik „*Dat Pöggskens*“ interpretiert.²³ Aber auch andere Verse „*för dat Blagentüug*“ lohnen ein genaueres Hinsehen.

So möchte ich Sie einladen, sich mit mir das Gedicht „*De dicke brune Poggemann*“ genauer anzusehen.

Es hat keine eigene Überschrift, sondern findet sich unter den „*Kinner-Riemsels*“ im „*Pastraoten-Gaoren*“.²⁴

*De dicke brune Poggemann
De lagg in't gröne Gräs
Un reip de Poggenfrau haran,
Se kamm un frogg: „Wat häs?“*

*He stall tohöcht den Ächterschuock:
„O Frau, nu gaoh män gau un kuock,
Un kuock mien Middagiätten.“
Se frogg: „Wat wuß dann friätten?“*

*Toerst ne fette Snieggelsopp,
Dann Fleigenflesk un Mieten,
Dann Häermpiärd – den dicken Kopp
Den moß harunnerrieten.
Un dann gebraotte Sliekenwuorst
Met Aantenflogg – för mienien Duorst
Wick Kuhlenwater drinken.“*

²³ Vgl. Anm. 16, S. 90–95.

²⁴ Wie Anm. 2, Bd. VI, S. 144f.

*Dao kamm de Gausegant tripptrapp
Un sagg: „Ick friätte Poggenschinken!“
Un pock se beid' met eenen Snapp
Un slauk se dann – o Wunner! –
Met eenen Hupp un eenen Happ
Harunner.*

Wie man auf den ersten Blick sieht, besteht das Gedicht nicht aus Strophen, sondern aus vier unterschiedlich langen Versgruppen. Die erste und die zweite bestehen aus je vier Versen, die dritte aus sieben und die vierte aus sechs Versen. Wenden wir uns der ersten Versgruppe zu. In vier kreuzgereimten Versen wird gleichsam die Exposition geliefert:

*De dicke brune Poggemann
De lagg in't gröne Gräs
Un reip de Poggenfrau haran,
Se kamm un frogg: „Wat häs?“*

Dicke haben bekanntlich für körperliche Bewegung nicht viel übrig. So auch unser Poggemann. Er liegt im Grase und röhrt sich nicht, auch dann nicht, wenn er von anderen etwas will. Vielmehr zitiert er diese zu sich, in unserem Falle seine Frau. Wenn man von deren Mundfaulheit („Wat häs?“) auf ihre Trägheit und Leibeskonstitution schließen darf, so wird sie wohl kaum anders aussehen als ihr Mann, d.h. genau so dick sein.

Die Verse 5 bis 8 sind paargereimt und setzen den in der ersten Versgruppe in Gang gebrachten Dialog zwischen den beiden Ehepartnern fort.

Der Poggemann bringt sich aber zuerst einmal in eine bequeme Lage; er röhrt sich zwar, aber nur, um es um so behaglicher zu haben und besser, d.h. hier genußvoller nachdenken zu können.

He stall tohöcht den Ächterschuock . . .

Und dann kommt heraus, welchem Gegenstand das Nachdenken in bequemer Lage gilt: dem Essen.

*„O Frau, nu gaoh män gau un kuock,
Un kuock mien Middagiätten.“*

Der „dicke brune Poggemann“ röhrt sich selbst nicht, treibt aber andere zur Eile an, wenn es um sein leibliches Wohlergehen geht. In seiner Gefräßigkeit denkt er dabei nur an sein Mittagessen, nicht etwa an die gemeinsame mittägliche Mahlzeit: „. . . Un kuock mien Middagiätten.“

Die Rollenverteilung in der Ehe ist klar – wie sollte es auch vor dem Ersten Weltkrieg anders sein –, und die Frau findet anscheinend nichts Unbilliges an dem Wunsch ihres Ehegespouses.

Nicht gerade gesprächig und gewiß auch nicht sonderlich zart ihre Frage:

„Wat wuß dann friätten?“

Und nun kommt die längste Versgruppe. In ihr führt nur der Poggemann das Wort. Mit angehobenem „Ächterschuock“ redet er von dem, was ihm das Wichtigste ist, worum sein ganzes Denken kreist, er redet vom Essen. Er gibt ein recht ansehnliches Menü in Auftrag.

„Toerst ne fette Snieggelsopp,
Dann Fleigenflesk un Mieten,
Dann Häernpiärd – den dicken Kopp
Den moß harunnerrieten.
Un dann gebraotte Sliekenwuorst
Met Aantenflott – för mienen Duorst
Wick Kuhlenwater drinken.“

Es lohnt sich, etwas genauer hinzusehen. Da ist zunächst ein Vorgericht, eine Suppe. Aber dieser Auftakt mit einer Schneckenuppe soll nicht zu zaghaft ausfallen, es soll eine „fette Snieggelsopp“ sein. Eine Parallelen dürften wir in der fetten Hühnersuppe haben, mit der gewöhnlich bäuerliche Festessen begannen und vielleicht auch noch beginnen.

Nun folgt ein kleinerer Zwischengang, gleichsam ein Appetithappen: Fliegenfleisch und Mücken. Das ist noch nicht etwas zum Sattessen. Das kommt erst mit dem nächsten Gang:

„Dann Häernpiärd – den dicken Kopp
Den moß harunnerrieten.“

Libellen haben schon eine Größe, daß sie einen Froschmagen füllen können. Aber dieses Leckermaul von Poggemann frißt beileibe nicht alles von diesem Tier: Der dicke Kopf genügt seinen Qualitätsansprüchen nicht und hat darum in Poggemanns Menü keinen Platz. Aber diesem Hauptgang, bestehend aus „Häernpiärd“, folgt noch ein zweiter:

„Un dann gebraotte Sliekenwuorst
Met Aantenflott . . .“

Gebratene Regenwürmerwurst mit Wasserlinsen. Letztere sind sicher mit dem Gemüse auf dem reich gedeckten Tisch zu vergleichen.

Bei einer guten Mahlzeit darf auch das Getränk nicht fehlen.

„. . . – för mienen Duorst
Wick Kuhlenwater drinken.“

Es ist also nicht einfach hin Wasser erwünscht, nein, es muß schon etwas Besonderes sein. Der verwöhrte Kenner bestellt eben nicht ein Glas Wein, sondern eine bestimmte Marke, einen besonderen Jahrgang, eine bevorzugte Lage.

„. . . – für minen Duorst
Wick Kuhlenwater drinken.“

Die langatmige Bestellung ist zu Ende. Sieben verschiedene Dinge wurden gewünscht: *Sniegelsopp*, *Fleigenflesk*, *Mieten*, *Häernpiärd*, *Sliekenwuorst*, *Aantenflott* und *Kuhlenwater*.

Nun Pause, die Poggenfrau kann gehen und sich an die Arbeit machen.

Aber dazu kommt es nicht mehr.

*Do kamm de Gausegant tripptrapp
Un sagg: „Ick friätte Poggenschinken.“*

Erinnern wir uns an den Anfang des Gedichtes:

*De dicke brune Poggemann
De lagg in't gröne Gräs . . .*

Der Erzfeind der Frösche ist weder dick, noch liegt er gemütlich auf der faulen Haut. Er kommt – die Lautmalerei macht es deutlich – recht behend daher – „*tripptrapp*“. Auch hat er nicht vielerlei im Kopf, sondern nur ein einziges Ziel, und darauf richtet er seine ganze Energie: „*Ick friätte Poggenschinken!*“ Die geballte Dynamis – non multa, sed multum! – führt zu einem Erfolg, der Staunen erregt.

*Un pock se beid' met eenen Snapp
Un slauk se dann – o Wunner! –
Met eenen Hupp un eenen Happ
Harunner.*

In der letzten Versgruppe ist der Rhythmus beachtenswert. Die Gruppe beginnt mit vierhebigen alternierenden Versen; diese Verslänge wird von uns, wohl aufgrund einer langen Gewöhnung, als „normal“ empfunden. Die ersten drei Verse erwecken auch eine gewisse Erwartung; der Leser und Hörer wird durch den Rhythmus – vier Hebungen je Vers – dahin gebracht, zu erwarten, daß es so weitergeht. Im vierten Vers ist aber für vier Hebungen kein Wortmaterial vorhanden, sondern nur noch für drei.

*Do kamm de Gausegant tripptrapp
Un sagg: „Ick friätte Poggenschinken!“
Un pock se beid met eenen Snapp
Un slauk se dann – o Wunner! –*

Weil man aber auf vier Hebungen auch beim vierten Vers eingestellt ist, pausiert man – fast automatisch – die letzte Hebung, und das paßt genau zum Inhalt des Verses. Es wird gleichsam Zeit für das Sichwundern gelassen.

Der nächste Vers kehrt auch zur normalen Länge der Verse, zur Vierhebigkeit, zurück. Der Leser hat das Gefühl, daß rhythmisch nun wieder alles in Ordnung ist.

Um so überraschender dann der Schlußvers, auf eine einzige Hebung verkürzt. Der Endreim – „*harunner*“ reimt auf „*Wunner*“ – macht auch dem im Umgang mit lyrischer Dichtung nicht sonderlich geschulten Leser und Hörer unmißverständlich klar, daß er nun nichts Weiteres zu erwarten hat. Der „*Gausegant*“ hat den „*Poggemann*“ und die „*Poggenfrau*“ gefressen. Das war's. Punktum! Dieser Schlußvers ist – natürlich nur im Hinblick auf den Rhythmus – dem letzten Vers in dem berühmten Gedicht „*Der römische Brunnen*“ von Conrad Ferdinand Meyer vergleichbar.

Augustin Wibbelt hat dieses Gedicht unter „*Kinner-Riemsels*“ eingeordnet, und es kann auch durchaus aus der Einstellung des Kindes zur Welt verstanden werden, besonders aus der des bäuerlichen Kindes. Zu dessen Erfahrungshorizont gehören die Tiere, die hier auftreten. Es darf dabei auch erwähnt werden, wie realistisch hier die Welt trotz der Vermenschlichung gesehen wird. Das Fressen und Gefressenwerden in der Natur wird unsentimental gesehen und ins Wort gebracht. Kindlich ist auch die Bewunderung für besondere Leistungen bei der Nahrungsaufnahme, wie sie in dem Ausruf „*o Wunner!*“ in der letzten Versgruppe zum Ausdruck kommt.

Das Gedicht ist aber wohl mehr als nur ein kunstvoll gebautes Kindergedicht, es ist auch ein Gedicht für Erwachsene, es ist eine Fabel.

Aus der Antike ist uns folgende Fabel überliefert: Gänse und Kraniche suchten auf einer Wiese nach Futter, als plötzlich der Besitzer der Wiese mit einigen Knechten herbeilief. Die Kraniche flogen sofort weg, als sie die Leute herbeilaufen sahen. Weil die Gänse aber schwere Körper hatten, wurden sie gefangen und geschlachtet. Die Fabel lehrt, daß die Leichtgewichtigen bei Gefahr leichter fliehen können als die Schwergewichtigen. Dieses „*fabula docet*“ ist auch unserem Gedicht zu entnehmen, wenn auch die Lehre nicht expressis verbis ausgesprochen wird.

In dem Zusammenhang ist ein Vergleich dieser Verse mit Wibbelts bekanntem Gedicht „*Dat Pöggsken*“ aufschlußreich.

Dat Pöggsken

*Pöggsken sitt in'n Sunnenschien,
O, wat is dat Pöggsken fien
Met de gröne Bücks!
Pöggsken denkt an nicks.
Kümp de witte Gausemann,
Hät so raude Stiewweln an,
Mäck en graut Gesnater.
Hu, wat fix
Springt dat Pöggsken met de Bücks,
Met de schöne gröne Bücks,
Met de Bücks int Water!*²⁵

²⁵ Wie Anm. 2, Bd. VI, S. 53.

Das „*Pöggsken*“ ist noch so behende und quick, daß es der Gefahr entkommt; der dicke, gefräßige und bequeme Poggemann aber wird gefressen.

Diese Gedichte halten – wie ich an einem kleinen Beispiel gezeigt habe – auch kritischen Blicken stand, ja sie offenbaren erst dem, der genau zusieht und gesammelt lauscht, ihre ganze Schönheit.

Freilich, auch das muß gesagt werden: Wibbelt war kein Avantgardist. Er stand den verschiedenen literarischen Richtungen seiner Zeit ziemlich fremd gegenüber. Schon gegen den Impressionismus machte er seine Bedenken geltend. Am 17. Januar 1916 schrieb er an seinen Amtsbruder Augustinus Winkelmann, den verständnisvollen Förderer moderner sakraler Kunst in Marienthal:

„... ich halte den Impressionismus, mit Besonnenheit verwendet, für ein unter Umständen wirksames Kunstmittel, sehe aber in ihm an sich nicht eine ursprüngliche Kraft, sondern eine Schwäche überfeinerter Kultur. Er beherrscht die Dinge nicht, sondern wird von ihnen beherrscht, und seine Poeten haben nicht Phantasie, sondern sind von ihr besessen.“²⁶

Eine „besonnene Verwendung“ impressionistischer Stilelemente kann man unschwer in Wibbelts Lyrik entdecken. Das Gedicht „*Summer-Middag*“ etwa hat mit seinen Satzfragmenten und ausschnitthaften Momentbildern ausgesprochen impressionistischen Charakter.

Futurismus und Dadaismus nahm Wibbelt nicht ernst. In dem Essay „*Ein Lausbub*“ schrieb er:

„Eigentlich muß jeder Mensch seine Lausbubjahre gehabt haben, man sagt auch ‚Flegeljahre‘; der gärende Most wird zum guten abgeklärten Wein. Darum ist es auch, nebenbei bemerkt, gar nicht tragisch zu nehmen, wenn unsere jungen Künstler und Dichter ein bißchen radschlagen in Futurismus und Dadaismus; sie müssen sich nur nicht selber allzu ernst nehmen mit ihren Lausbubengeschichten.“²⁷

²⁶ Wie Anm. 16, S. 167. Gestatten Sie mir hier bitte eine kleine Zwischenbemerkung. Ich meine, die Augustin Wibbelt-Gesellschaft sollte sich bemühen, die noch erreichbaren Briefe des Dichters zu bekommen und der Forschung zugänglich zu machen. Wenn die Besitzer der Briefe sich nicht davon trennen wollen, sollte man wenigstens die Erlaubnis erwirken, Photokopien zu machen, was ja heute sehr leicht ist. Ich habe seinerzeit Briefe an Pfarrer Winkelmann in der Pastorat in Marienthal, bei Frau Wagenfeld, der Gattin von Karl Wagenfeld, und bei dem Verleger Leopold in Warendorf einsehen und exzerpieren dürfen. Der Briefwechsel zwischen Augustin Wibbelt und Erich Nörrenberg liegt ja bereits im Druck vor. Zu vermuten ist auch, daß zwischen Peter Dörfler und Augustin Wibbelt Briefe gewechselt wurden. Der Schwabe, wie Wibbelt Priester und Dichter in einer Person, hat den Westfalen Ende 1920 in Mehr besucht. 1955 ist Peter Dörfler gestorben. In den sechziger Jahren war sein Nachlaß noch ungeordnet, und es konnte nicht festgestellt werden, ob sich darin auch Briefe Wibbelts befinden. Peter Dörfler war m. W. übrigens der einzige in ganz Deutschland bekannte Dichter, der Augustin Wibbelt je aufgesucht hat. Wibbelt selbst hat solche Bekanntschaften ja nie gesucht und ist immer seine eigenen Wege gegangen, „vielleicht etwas zu sehr“, wie er selbst 1932 an Erich Nörrenberg schrieb.

²⁷ Nur ein Viertelstündchen! Essen (1930), S. 193.

Aber auch zum Symbolismus und Expressionismus konnte Augustin Wibbelt kein positives Verhältnis gewinnen. In einem Brief vom 17. Januar 1916 schrieb er an Pfarrer Winkelmann:

„Der moderne Nervenkampf zuckt überall durch. Ich glaube, wir sind nicht gesund genug mehr für eine wirklich innerlich kraftvolle Poesie. Was nicht an der Oberfläche bleibt und seicht ist, das ist pathologisch angekränkelt.“²⁸

In dem Essay „*Der Homer des deutschen Hauses*“ bricht er für den damals noch fast unbeachteten Jeremias Gotthelf eine Lanze. Darin heißt es:

„Von dem Reichtum an Lebensweisheit und Seelenkunde, an plastischer Darstellungskunst und ergreifender Stimmungskraft, an echter Lebenstragik und kernigem Humor, wie er sich allein in der großen Erzählung von Uli findet, könnten zwei Dutzend von unsrern Wortästheten und Problemgrüblern den geistigen Aufwand ihrer ganzen literarischen Tätigkeit bequem bestreiten. Der Uli wiegt allein eine moderne Bibliothek auf.“²⁹

Schon diese wenigen Äußerungen des Dichters aus seinen Essays und seinen Briefen zeigen, daß er die moderne Dichtung zwar gekannt, aber abgelehnt hat. Er hielt die sich in rascher Folge ablösenden oder auch gleichzeitig vorhandenen Richtungen in der modernen Dichtung für Irrwege und Modeerscheinungen. Augustin Wibbelt hatte sein Empfinden für dichterische Qualität an den größten deutschen Lyrikern geschult, an Goethe und Mörike. Von einer direkten Abhängigkeit kann man aber nicht sprechen. Die niederdeutschen Gedichte des Westfalen kommen aus der eigenen schöpferischen Tiefe. Wibbelt scheint der Ansicht gewesen zu sein, daß es bestimmte Grundstrukturen für die Dichtung gibt, die immer gültig bleiben, die den literarischen Strömungen und Moden entrückt sind. Danach richtete er sich aus. Schon als Soldat hat er in seinem Tagebuch kurze Reflexionen darüber angestellt, was ihm an Kunst und Dichtung wesentlich schien. Unter dem 29. September 1885 heißt es:

„Wie ich eben durchlese, was ich gestern über das Freiburger Münster, Dante und Calderon geschrieben, kommt mir der Gedanke, daß doch alle Kunst und Poesie in ihren schönsten Werken Gott verherrlichen. Vom Himmel stammen sie, und nimmer klingt ihre Stimme so rein, als wenn sie zum Himmel emporschauen. Es ist so natürlich und selbstverständlich: Kunst und Poesie fordern Ideale, sie leben von großen Gedanken, und alle Ideale, alle wahrhaft großen Gedanken wurzeln schließlich in der Religion. Welt und Mensch stehen uns freilich näher als Gott und Ewigkeit; aber das Nächste genügt nur dem kleinen Geiste, wie das Allernächste, nämlich das alltägliche, triviale Leben mit Klatsch und Mode nur den allerkleinsten Geistern genügt. Gewiß soll die Poesie sich nicht verlieren in abstrakte Regionen, sie soll Menschliches und Göttliches vermählen, sie soll auf Erden wandeln, aber ihre Stirn zum Himmel heben. Mit anderen Worten: sie muß realistisch sein, ohne das wahre Ideal zu verlieren. So entspricht sie der

²⁸ Wie Anm. 16, S. 162.

²⁹ Ein Heimatbuch. Warendorf (1916), S. 246f.

Aufgabe und Bestimmung des Menschen: sie wird ein irdisches Alleluja, d.h. Lobet den Herrn, ein Vorklang des ewigen Alleluja.“³⁰

Man könnte analog zu der *philosophia perennis*, einer immer gültigen Philosophie, von einer *poesia perennis* sprechen, die Wibbelt hier zu konstruieren versucht. Wie schon seine Äußerung über den Impressionismus zeigte, war sein Blick auf etwas Wesentliches in der Dichtung gerichtet. Dabei ist er nicht ganz der Gefahr entgangen, die historische Bedingtheit dichterischen Schaffens zu unterschätzen und neue Aufbrüche für bloße Modeerscheinungen zu halten. Bewunderungswürdig bleibt dabei, mit welcher Treue zu sich selbst und seinem Verständnis von Dichtung Augustin Wibbelt in den mannigfachen politischen und kulturellen Umwälzungen das Seinige gesagt hat. Er hat gewußt, wie tiefgreifend die Wandlungen waren, die sich zu seiner Zeit in seiner Heimat vollzogen, er hat gesehen, welche Gefahren dem Niederdeutschen drohen. So hat er in seiner gefährdeten Muttersprache noch einmal eine versinkende und heute zum Teil schon versunkene Welt ins dichterisch gültige Wort gebracht. Schon das ist ein großes Geschenk. Weil sein Blick aber nicht am Zeitbedingten haften blieb, sondern in die Tiefe und ins Wesentliche drang, sind viele seiner Gedichte von überzeitlicher Gültigkeit und verdienst, zum bleibenden Schatz niederdeutscher Lyrik gezählt zu werden, ja, seine besten Schöpfungen sind bis heute unübertroffen.

Wo immer man im niederdeutschen Raum ehrend der Dichter gedenkt, die Großes und Gültiges in niederdeutscher Sprache geschaffen haben, darf der Name Augustin Wibbelt nicht fehlen.

³⁰ Wie Anm. 2, Bd. VII, S. 257f.